

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

152 (4.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Das Brot

Gebenedeit sei jede Krume und jede Schale, die erbebt, aus der sich Gras und Korn und Blume inbrünstig nach der Sonne hebt.

Des Himmels tausende Verwandlung in Sonne, Sturm und Regen schwingt, das Feld in schöpferischer Handlung die Körner in die Ähren zwängt.

In deiner Breite goldnes Krautlein schmiegt sich mein müder Körper ein, ich will in deine Wandlung lauschen; ich will das Brot der Seele sein!

Das Brot wächst auf in hohen Balken . . . und plüschig bin ich tief erstickt! Auch das ist Brot, wenn Essen qualmt! Brot ist im Bergwerk tief versteckt!

Brot ist im Kunstwerk aufgerichtet, Brot ist in Eiten, Dampf und Gold, Brot ist im Bahnhof aufgeschichtet, aus dem der Sturm der Rüge tollt!

Brot ist im Säulen der Maschine, im Flusse, Dampf, Kupferdraht, im Adlerflug und Flug der Biene: Brot ist die schöpferische Tat!

Max Baribel.

Das Monokel als Stellenbewerber

„Ich lasse den Herrn bitten!“ befiehlt Ersellens, der Leiter eines großen väterlichen Dachverbandes. Ein junger Mann tritt in die von dem Diener geöffnete Tür. Verbeugt sich, steht schlaf und elegant, Bügelstange an der Schnur gezogen. Ersellens erhebt sich hinter dem Schreibtisch: „Sie haben sich um die Stelle eines Geschäftsführers beworben. Darf ich um Ihre Papiere bitten!“

„Die hatte ich Eurer Ersellens bereits eingereicht.“ Ersellens blättert in einer Mappe: „Ich lese voraus, daß Sie Offizier waren! Auch im Felde gewesen!“ „Jawohl, Ersellens, Feld-Artillerie-Regiment . . . zuletzt Ausbildungskommando in der Etappe!“ Ersellens zuckt mit der Wimper. Er klemmt ein Monokel ein.

„Aber ich möchte gleich vorausschicken: Große Hoffnungen kann ich Ihnen nicht machen. Außerdem habe ich allein ja auch nicht zu entscheiden. Die Kommission von mir bereits ziemlich zwingende Verbindungen mit einem Herrn eingegangen, der über außerordentliche Erfahrungen auf dem Gebiete der Organisation und, was für uns von sehr großer Bedeutung ist, über weitreichende politische und gesellschaftliche Verbindungen verfügt!“

Ersellens blättert; das Monokel entfällt dem Auge. Er legt es wieder ein. „In dem Falle bitte ich Ersellens, sich nicht weiter zu bemühen. Meine Bewerbung dürfte dann hinfallen geworden sein!“

Ersellens hält das Monokel, das, obwohl es mit Kräfte und Deje versehen ist, dennoch zwischen seinen greisen Augen keine Dalt mehr findet, mit seinem Finger fest. Mit der anderen Hand blättert er. „Da habe ich Ihr Gesicht!“ Die Hand läßt das Monokel los, um die Blätter aus der Mappe zu heben. Da springt das eigenartige Glas abermals aus dem Auge auf den Schreibtisch, benutzt es als Sprunghilfe und laßt auf den Teppich. So leicht geht er auch der höfliche junge Mann in Anlehnung. Dabei greift er in die Westentasche, entnimmt ihr ein Etwas und fährt damit ans Auge.

Ein Monokel ist's, ein blankes, alattes Monokel! Jetzt hat er auch den Schlüssel auf dem Teppich entdeckt. Er überreicht ihn Ersellens. Sieht, das Monokel im Auge, als müße das so sein! Glas sitzt wie angepaßt.

Ersellens schaut auf, hebt sein Glas wie eine Vorgette vors Auge. . . . Die beiden Monokel schauen einander an. Aus den Gläsern strahlen Lichtbündel und sieben glitzende Bänder von Auge zu Auge. Bilden eine Brücke raschen Verständnisses und Sich-Findens. Alte Bilder tauschen auf . . .

„Sie sind in der Etappe gewesen!“ „Jawohl, Ersellens, seit 15!“ Unwillkürlich fahnen die Backen zusammen. Das Glas zittert nicht. Es funkelt heilig. Magische Kräfte

ALOIS NOLD
DIE HÖLLE
VON CAYENNE
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegations
Verlag: Verlagsgesellschaft Volkshilfe GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Malaria
Aber ich erkenne bald, daß hier derselbe Schwindel getrieben wird wie in der Weinbergarbeit. Aber dennoch komme ich mit der Arbeit nicht nach. Ich fühle wieder eine Krankheit in mir hochkommen. Die Glieder werden schwach, meine Augen bilden glanzlos. Ich friere! Mir wird es kalt und dennoch brennt die Sonne unbarmherzig auf uns herunter. Mein Körper bebzt und zittert.

Ich stürze zu den Füßen meines Freundes. Was will er tun? Was kann er machen? Nichts? Er kann mir nicht helfen und darf nicht helfen, sondern muß seine Arbeit weiter verrichten. Ich komme wieder langsam zu mir, fühle mich aber todtkrank und fühle meinen Kopf in die Hände.

Da kommt Guido, der Italiener, und leucht mich an: „Du hast Malariafieber, melde dich krank!“

Ich verstehe, bin aber zu matt, um ihm Antwort geben zu können. Fürchterlich hallen die Schläge der Art in meinem Ohr. Die Nerven zucken! Das Blut peitscht im Körper und meine Gedärme winden sich in der Bauchhöhle. Ich nehme ein Stückchen Baumrinde zwischen meine Zähne und kaue. Den Saft schürfte ich in den trockenen Gaumen. Es erquickt mich sichtlich, nur ist der Saft sehr bitter.

Der Anfall wiederholt sich noch einige Male. Ich spüre, ich gebe dem Ende entgegen. Bin kein Mensch mehr. Bin ein wandernder Leichnam! Viele andere sind in gleicher Verfassung, sehen gräßlich aus. Ich fürchte mich vor ihnen, sie sich scheinbar auch vor mir; denn sie sehen mich scheu an.

Wieder im Krankenhaus
Schließlich bekam man Erbarmen mit mir und beförderte mich nach St. Laurent ins Krankenhaus. Vor wenigen Wochen kam ich

als gestärkter frischer Mensch vom Krankenhaus ins Lager, und jetzt komme ich als Zimmergefallt wieder zurück.

Wir gelangen in den Hof der Krankenanstalt. Welch ein Jammer war hier zu sehen. Die armen Teufel! Wie Gespenster schleichten da vier über den Hof. Die Zehen fehlten ihnen. Die Wunden sind offen, zerstreut, angefaßt. Auf der rechten Seite vor der äußersten Baracke sitzen auf einer kleinen Bank drei arme Opfer der brutalen Behandlung. Abgemagert, blickig und teilnahmslos senken sie ihre Köpfe, sie sind blind. Trübsinnigen sollen die Schuld tragen. Trübsinn! Was sein! Und die französischen Demersschnehte!

Endlich sind wir im eigentlichen Krankenzimmer angekommen. Die Abteilungsstüren stehen alle offen. Man kann die armen Amputierten der chirurgischen Abteilung sehen. Ein furchtbares Bild des Jammers! Eine unerträgliche stickige Luft!

Endlich bin ich in der Abteilung Tropenkolter angelangt und stehe auf der harten Gefanenenwelle wie in einem Himmelbett. Ich will nichts hören und sehen! Kümmerge mich um Niemand. Bekomme wieder mein Fieber! Bin achteschwelend! Phantasiere! Stebe in meiner Waldarbeit! Der Aufseher droht mir! Ich hungere und laue Baumrinde, schürfte den Saft in den trockenen Gaumen, komme wieder zu mir! Besinne mich, erkenne, ich habe geträumt und doch schürfte ich eine Feudtätigkeit hinunter. Es ist aber kein Saft der Baumrinde, sondern Blut. Ich habe mir im Fieber die eigene Zunge nicht unerheblich durchbissen.

Niemand läßt sich sehen und hören. Endlich ist die lange unheimliche Nacht vorbei. Die vollgetrunnenen Vampire hängen an den Decken des Raumes. Auch an mir waren wieder die Blut-sauger.

Nach einem ganzen Tag lag ich so auf meiner Pritsche, ohne daß nur ein einziges Mal ein Sanitäter durch den Saal gegangen wäre.

Endlich! Am zweiten Tage kam ein Sanitätsbulle und kloste mich an. Stellte sich am Fußende meiner Koje auf und sagt: „Ich will dir helfen, mein armer Kerl! Hast du Franks?“

„Ja, das habe ich.“ Er nidt mit freundlich zu und verschwindet. Ich bin abgestumpft. Mit meinem Gelde kann ich nichts anfangen. Er kann alles haben, wenn er mich gesund macht.

Nach wenigen Minuten kommt der Sanitäter mit verschiedenen Sachen in einem Kasten.

Ich gebe ihm Geld. Er schmunzelt und richtet seine Injektions-spritze für mich. Er ist ein Badmann! Nur muß er Geld haben!

„Ich habe Ihnen ja bereits gesagt, daß ich allein nicht zu entscheiden habe. Was mich selbst anbetrifft . . . Sie werden von mir hören!“

Der junge Mann versteht. „Dann darf ich mich jetzt empfehlen!“ Noch einmal tauchen die beiden Monokel grüßend ineinander.

Nach acht Tagen hält der Bewerber sein Anstellungsverzeichnis in Händen. Liebfolend und dankbar streicht er über sein Monokel.

Wilhelm Lennemann.

Volksbühnentag in Würzburg

Vom 26. bis zum 29. Juni hielt der Verband deutscher Volksbühnendirektoren seinen 15. Jahreskongress in Würzburg ab. In einer Zeit allerhöchster wirtschaftlicher Bedrängnis und damit der härtesten Gefährdung kultureller Güter kann der Verband ebenso stolz auf die großen Leistungen des vergangenen Arbeitsjahres wie auf das Niveau dieser Tagung zurückblicken. Die von etwa 250 Delegierten und Gästen besuchte, auch rein äußerlich ein Bild von dem Leben und der Kraft, die in der Volksbühne und ihren Bestrebungen pulsierten. Nach der Eröffnungsansprache von Unterstaatssekretär a. D. Curt Baake, in der er Aufgaben und Ziele der Volksbühnenarbeit im Dienste des Theaters und seiner Erziehung für das Volk kurz skizzierte, trat die Reihe der Begrüßenden und Gratulanten auf den Plan: Vertreter des preussischen und des bayerischen Kultusministeriums, des deutschen Städtebundes, der unterfränkischen Regierung und der Stadt Würzburg, ferner Abgeordnete vermander Organisationen und schließlich auch ein Vertreter der norwegischen Volksbühne.

Der Tätigkeitsbericht

des Geschäftsführers des Verbandes, A. Brodbeck, zeigte in Ergänzung zu dem gedruckt vorliegenden Tätigkeitsbericht in knappen Angaben und Zahlen, wie mannigfaltig die Arbeit des Verbandes ist. Es seien hier nur wenige Zahlen wiedergegeben. Der Verband zählt Ende Juni insgesamt 313 Mitgliedsvereine, bei denen mit Ausnahme des Berliner Vereins, dessen Verluste auf die bekannten Konflikte in der Berliner Volksbühne zurückzuführen sind, keine Einbuße an Mitgliedern zu verzeichnen ist. Mehr als 5 Millionen Theaterplätze hat der Verband im abgelaufenen Jahre seinen Mitgliedern zur Verfügung stellen können, und in fünf verbandseigenen Wanderbühnen wurden insgesamt 1035 Vorstellungen mit 46 Inszenierungen herausgebracht. 430 000 Personen — eine gemaltene Kulturleistung — haben diese Vorstellungen besucht. Zu dieser Arbeit im Dienste der Erziehung des Theaters für die breite Volks-masse kommt Arbeit auf anderen Gebieten hinzu: Sonderveranstaltungen auf dem Gebiete des Films, Veranstaltungen von Konzerten, Lesungsabenden, Vorträgen und Märchenspielen, Arbeits- und Bildungsarbeit und — was besondere Beachtung verdient — eine intensive Arbeit zur Gewinnung der Jugend, die in besonderer Weise teils wegen der Ablenkung durch den Sport, teils weil sie von anderen Einflüssen hin- und hergerissen wird, noch immer etwas abseits steht. Besonders erfolgreich sind auch die Bestrebungen der Volksbühnen zur Schaffung einer neuen Filmkultur. Die Wahrung eines hohen künstlerischen Niveaus ihrer Veranstaltungen steht dabei stets im Vordergrund der Bemühungen der Vereine. Auch auf dem Gebiete des Bühnenbaus betätigt sich die Volksbühne durch Herausgabe von Bühnenwerken und preiswerten Klassikerausgaben. So leistete der Verband ein außerordentliches Maß von Arbeit im vergangenen Geschäftsjahr, und es ist erfreulich zu sehen, wie er seine Arbeit in dem Maße vervielfachte, als die Schwierigkeiten wuchsen, die nicht nur in der wirtschaftlichen Not, sondern auch in einer allgemeinen kulturellen Müdigkeit und der sich breit machenden Kulturkritik begründet sind. Die Intensität der Arbeit wie auch ihre Schwierigkeiten kamen auch im Tätigkeitsbericht zum Ausdruck. Neben dem fünf eigenen Wanderbühnen, bei denen natürlich das Schwergewicht der Pionierarbeit des Verbandes liegt, und die trotz staatlicher Subventionen einen großen Kostenaufwand erfordern, war der Verband an drei weiteren gemeinnützigen Wanderbühnen als Geschäftspartner beteiligt und war Mitträger von zehn lebenden Theatern. Daß der preussische Verband, wie in diesen Tagen angedeutet wurde, die Mittel für die Landesbühnenarbeit von 1,6 auf 1,2 Millionen reduziert hat, ist ein Dornenfort, daß der Verband im kommenden Jahre seine geistigen und finanziellen Anstrengungen vervielfachen muß, um seine Arbeit im bisherigen Maße fortführen zu können.

Am Anluß an den Geschäfts- und Kassensbericht fanden die

Wahlen statt, welche die bisherigen Vorstandsmitglieder, an ihrer Spitze Unterstaatssekretär a. D. Curt Baake, in ihren Ämtern be-hielten.

Die nächste Veranstaltung des Volksbühnentags vereinigte Dele-gierte und Freunde der Volksbühnenbewegung zu einer außer-ordentlich eindrucksvollen Kundgebung für

„Deutscher Kultur Aufbau“

Als erster Redner gab Professor Dr. Hendrik de Man (Frankfurt a. M.), der bekannte Schüler des Arbeiterbildungs-wesens Belgiens, in ungemein geistvollen Ausführungen eine pro-grammatische und historische Fundierung des Wesens und der Stellung der Kunst im Volksganzen und damit des grundsätzlichen Kernproblems der Volksbühnenbewegung. Er stellte zunächst die These von der Souveränität und von der Klassenbedingtheit der Kunst einander gegenüber. Die erste, von der bürgerlichen Gesell-schaft und Philosophie vertretene These erkennt der Kunst einen Eigenwert zu, der unangetastet von allen Spaltungen bleibt. Wohl gibt es nach ihr eine Entwicklung der Kunstformen, aber sie ist eigen-geboten unterworfen. Die These von der Klassenbedingtheit der Kunst aber vertritt den Standpunkt, daß die herrschenden Ideen einer Zeit immer auch an die herrschenden Klassen gebunden sind, daß jede Zeit eine andere Kultur hat. Glücklicherweise sind die Gegensätze in Wirklichkeit nicht so scharf. Denn die Spannung zwi-schen Kulturarbeit und Klassenbedingtheit der Kultur lebt in der bürgerlichen Kultur selbst. Die These von der Einheit der Kultur erhält ihren schöpferischen Prozeß, der sich durch Generationen und Jahrhunderte bis zu einer Zeitepoche dialektisch gestaltet, Tradition und Revolution in steter Wechselwirkung bedingt. Jede Frage er-zengt hier Antwort und wieder Frage, jeder Spruch einen Wider-spruch, jeder Protest ist auf eine Erbe begründet. Die These von der Klassenbedingtheit der Kunst hingegen hat nicht den Schöpfungs-prozeß der Kunst im Auge, sondern die Form, in der eine Klasse auf Grund ihres besonderen Lebensstils Kulturwerte konsumiert. So bringt de Man in aussagekräftiger Formulierung den Gegen-satz zwischen Kultur und Zivilisation auf die Begriffe Kulturschöpfung und Kulturverbrauch. So stehen sich Vergangenheit und Zukunft, Lieberlieferung und Umwälzung keine Gegensätze mehr, sondern alle Vergangenheit ist nur Vorbereitung, Fortsetzung, Auf-gabe. Dabei kann auch die Aufgabe der Volksbühnenbewegung bei ihrem Dienst an der Kunst nicht zweifelhaft sein.

Als zweiter Redner gab Generalintendant Carl Scherl (Berlin) Antwort auf die Frage: Warum braucht der deutsche Mensch die Kunst, vor allem das Theater? Er sieht die Lösung darin, daß der deutsche Mensch, der im Gegensatz zu anderen Kulturnationen un-vollständig ist und erst spät Gelegenheit fand, Kräfte in der Politik zu verströmen, sich ein Ventil in der Dramatik suchte. Der heutige Mensch, besonders die breiten Volksmassen, unverbraucht und auf-nahmefähig, braucht das Theater, das den Geist der Zeit spiegelt, das lebendige Kulturtheater. Es sei Aufgabe der Volksbühne, wie bisher richtunggebend in dieser Hinsicht weiterzuarbeiten. Schließlich sprach noch Lehrer Sielaff (Stettin) über Form und Wege der Volksbühnenarbeit. Heute muß ihr Ziel nicht mehr nur Pflege der Kunst, sondern Dienst an der Freiheit des Menschentums sein.

In der Aussprache erklärte Carl Heinz Martin, der künstlerische Leiter der Berliner Volksbühne, seine unbedingte Treue zur vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Idee der Volksbühne. Er will diese Erklärung als endgültige Erklärung des Berliner Volksbühnenkonfliktes gewertet wissen. Diese Auffassung wurde unter Beifall der Versammlung vom Verbandsvorstand nachdrück-lich unterstützt. Eine Resolution, die von den Regierungen, Ma-joritäten und Parlamenten bei der Auffstellung der neuen Staats alle unentbehrlichen geistigen Aufgaben, besonders die Theater, gesichert wissen will, fand einstimmige Annahme.

Jetzt steht er das Instrument am Arme an! Drückt die Nadel in meine abgemagerte Muskel und jagt die rettende Flüssigkeit hin-ein. Während er seine Spritze verpackt, reicht er mir noch eine Flasche Chinin zum Trinken. Sofort lese ich die Flasche an den Mund und nehme einen kräftigen Schluck.

Erneut packt und schüttelt mich das Fieber. Am anderen Mor-gen erwache ich und fühle mich besser. Das Fieber ist weg und auch meine Atembeschwerden haben sich sehr gebessert. Neben mir auf der linken Pritsche liegt ein Franzose und jammert. Aber niemand hilft ihm. Ihm fehlen beide Beine. Wir sind allein! Ich spreche mit ihm und bekomme Aufschluß über die Drückebergerei unserer famosen Krankenzwiler.

Menschliche Blutsauger

„Ich habe zweitausend Franken bei mir“, erzählt er. Jetzt be-greife ich — — — „Mensch, sei nicht blöde“, sage ich, „und gebe diesen Blutbunden etwas davon. Sonst bist du in kurzer Zeit erledigt, samt deinem Geld.“

Werkwürdig schaut er mich an. Er kann offenbar meine Worte nicht begreifen. Er erzählt mir, daß ihm der Arzt wegen kleiner Wunden an den Füßen die Beine amputiert habe. In einem heimatlichen Lazarett wären diese kleinen Wunden in wenigen Wo-chen geheilt worden. Immer mehr sinkt sein Kinn auf seine schwache franke Brust. Mit fast erstickter Stimme bittet er mich, ich solle sein Geld zu mir nehmen und damit flüchten.

Die Krankenzwiler kommen. Mit schneidender Teilnahme fragen sie den Armen: „Hast du große Schmerzen? Wir wollen dir helfen und dir eine Spritze geben; morgen früh bist du uns dankbar.“ Rolf hat schaut er die Wärter an: „Bei euch kann man verrecken, wenn man will!“ „Ihr seid ebenso schlecht wie die Ärzte! Nein, ihr seid noch schlimmer! Ihr kommt jetzt nur, um mir mein Geld zu stehlen, ihr Vampire!“

Da werfen sich die Unmenschen über ihn und verabsoluten ihm mit Gewalt eine Spritze. Eine Todespritze! Mörder, hätte ich den vertierten Menschen aufzubrechen mögen. Hohnlächelnd verlassen die Sanitäter den Saal. Ich rufe den jungen Franzosen an! Aber stumm liegt er auf seiner Pritsche. Er gibt mir keine Antwort mehr. Gerne hätte ich mit ihm gesprochen, auch wenn der zwei-tausend Franken. In seinem Bette waren sie nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)